

Der 5. Mai 1945 in Prag

Erlebnisbericht

eines sudetendeutschen Studienurlaubers
der Deutschen Karls-Universität in Prag,
bestimmt für das Archiv der Sudetendeutschen

von

[REDACTED]

BayHStA
SdA: Heimatberichte 442

V o r w o r t

Der 8. Mai ist heuer Gedenktag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges vor 40 Jahren -

Für uns Sudetendeutsche war dieser Tag der Beginn eines unsäglich traurigen Schicksals. Die endlosen Massenhinrichtungen an wehrlos gewordenen sudetendeutschen Volke, die Verschleppungen und grausamen Mißhandlungen unserer Landsleute versetzten uns in ständige Todesangst bis zur Vertreibung aus unserer alten Heimat, dem geliebten Sudetenland.

Der 5. Mai 1945 in Prag

Mein Neffe, der bei Siemens in Prag als Ingenieur arbeitete, hatte mir kurz vorher noch einen guten Radioapparat gebracht, damit ich mich über die Entwicklung der sich nun überstürzenden Ereignisse informieren könne. Ich wollte mich noch von meinem Freund aus unserm Heimatort im Adlergebirge verabschieden, er war wegen einer Kriegsverletzung in Prag eingesetzt. Seine Dienststelle lag in einem Palais in der Nähe des Hyberner-Bahnhofes. Ein Militärstab hatte in diesem Palais Quartier genommen. Diesem konnte ich berichten, daß mich zwei Kameraden unserer einst gemeinsamen Staffel am Ärmelstreifen "Legion Condor" zwei Tage vorher im Hotel Athlon erkannten und mir mitteilten, sie mußten aus ihrem Kampfflugzeug über Prag nachts mit dem Fallschirm abspringen, weil sie kein Benzin mehr hatten. Der Beobachter war auf einem Baum hängen geblieben, hatte die Fallschirmseile gekappt und ist auf einen Felsstein in einem Wasserlauf gestürzt, wobei er sich den Arm brach. Er lag im Luftwaffenlazarett, wo ich ihn noch sehen konnte.

Mein Freund war inzwischen in voller Kampfausrüstung vor einem Tor zu finden, er sagte mir: "Hier kommt es jetzt zum Kampf!" Hunderte von Menschen hatten das Palais umringt; als ich durch die Menschenmenge wollte, bildete sie Spalier. Ich trug die Fliegeruniform und einen Versehrtenstock. Als ich mich etwa 200 m entfernt hatte, fiel ein Schuß - die Kugel sauste haarscharf bei meinem Genick vorbei. Ein Heckenschütze hatte aus dem Park am Bahnhof aus den grünen Sträuchern auf mich gezielt. Ich dachte nur, der nächste Schuß wird dich wohl treffen, ging weiter. Aber es fiel kein Schuß mehr.

Über den Rathausplatz mußte ich in die Karlsgasse, dort war unser Studentenheim direkt beim Clementinum der Deutschen Universität. Viele zusammengeschossene Soldaten und Menschen lagen schon auf der Straße.

Ich mußte an diesem 5. Mai, einem Samstag, zum Appell unserer Studienurlauberkompanie in der Nähe der Nikolauskirche auf der Kleinseite. Ein Waldenburger Kunststudent,

ebenfalls kriegsversehrter Studienurlauber, brach mit mir dorthin auf. Über die nahegelegene Karlsbrücke, die wir zu überqueren hatten, kam uns ein riesiger Demonstrationzug entgegen, die Tschechen trugen neben ihren eigenen Fahnen zahlreiche amerikanische, englische, französische Flaggen, hin und wieder tauchte auch eine russische Fahne auf. Wir begaben uns noch ins Wallensteinpalais zum Mittagessen - plötzlich tauchte ein tschechischer Offizier mit zwei Mann auf und forderte uns auf, unsere Waffen abzugeben. Wir lehnten ab. Er sagte: "Dann hole ich Verstärkung!" Wir verließen sofort das Lokal und wollten zu unserm Appellraum, etwa 5 Minuten entfernt. Aber es war von Maschinengewehren so ein Sperrfeuer gelegt, daß wir unmöglich unser Ziel erreichen konnten. Dann zurück in unser Studentenheim. Inzwischen ging es auf der Karlsbrücke böse zu, Menschen wurden zusammengeschoßen, in die Moldau geworfen. Ich hatte meine Pistole abzugsbereit in der Tasche mit dem Vorsatz, wer auf mich anlegt, auf den schieße ich. Aber es kam nicht dazu. Wir erreichten wieder unser Studentenheim.

Am Eingang desselben empfing uns unser Hausherr. Er sagte zu mir, ich solle lieber Zivil tragen, sonst könne er für mein Leben nicht garantieren. Ich hätte nie geahnt, daß ich die graublaue Uniform, die ich seit November 1941 getragen hatte, einmal unter solchen Umständen für immer ablegen würde. Was mich dabei beruhigte war, daß auf meinem Urteilschein "Zivilerlaubnis" vermerkt war.

Das Dienstmädchen des Hauses - eine Tschechin - verlangte von mir, ich sollte hinter den Häuserblock gehen, dort ein Pferd erschießen, das verletzt schwer zu leiden hatte. Der Hausherr vermutete jedoch eine Falle und sagte: "Lassen Sie mich das tun!"

Eine große Menge junger Leute hatte sich zusammengeschart, drang in unser Haus ein. Weil ich fließend tschechisch sprach, wurde ich zu ihnen geschickt, um mit ihnen zu reden. Sie verlangten Herausgabe unserer Waffen. Ich versicherte ihnen, daß wir keine hätten. Unsere Studenten wollten sie doch lieber abgeben, was ich aber verwarf, denn wir konnten unmöglich diesen Revoluzzern Waffen in

die Hände geben, sie würden uns und die Deutschen damit erschießen. Ein Böhmerwälder Ingenieur von der TH meinte, wir sollten alle Waffen in den Luftschacht werfen, wobei ich verlangte, sie müßten erst unbrauchbar gemacht werden. In diesen Schacht sausten dann die Pistolen, Karabiner, Maschinenpistolen und die paar Patronen, die wir hatten, hinunter.

Daraufhin kamen tschechische Soldaten, verlangten, daß wir alle in einem Raum zusammenkommen müßten. Ein Feldwebel in voller Kampfausrüstung hielt vor uns Wache. Korporale durchsuchten die Zimmer und riefen den jeweiligen Zimmerbewohner dazu. Diese Durchsuchung ging noch gut für uns aus.

Als die Nacht hereinbrach, feuerte eine Kanone vom Hinterhof Schuß um Schuß ab. Später erfuhr ich, daß viel Munition dafür im Keller gelagert war, davon wußten die meisten nichts. Auf dem Moldauufer der Kleinseite war es zu Kämpfen gekommen, dorthin war gefeuert worden.

Ganz in der Frühe tauchte ein junger Mann auf, der auch in unserm Heim gewohnt hatte, ein Überläufer. Er formierte Studentinnen und Studenten - es lebten einige Studentenehepaare in unserm Heim - zu einem Zuge, trug eine weiße Fahne voran und führte uns zu einer Polizeistation. Es war ein trauriger Zug. Barrikaden waren auf den Straßen errichtet worden, Möbel, Badewannen, alles Mögliche war zusammengetragen und aufeinander gehäuft worden. Panzersperren sollten das sein.

Internierung

Auf der Polizeistation hieß es: Mit dem Gesicht zur Wand! Alles, was wir bei uns trugen, mußten wir ablegen. - Ausweispapiere, Wertgegenstände in den Hut! - Ein grimmiger Polizist schlug die Männer mit dem Gewehrkolben auf den Hinterkopf, ich hatte keinen Schlag zu spüren bekommen, wohl aber der Mann links und rechts neben mir.

Weiter ging es mit uns in den Karlák, das mittelalterliche Gefängnis am Karlsplatz. In eine Einmannzelle wurden wir zu 25 hineingepfercht. Da begann das Hungern. Drei Tage bekamen wir gar nichts. Dann gab es für alle Grünkohl mit Wasser, beides ganz braun; wenn einer ein Stückchen Kartoffel darunter fand, hatte er Glück. Wenn das so

weitergehen sollte, dann mußte es zum Verhungern führen. In der Nacht konnten abwechselnd nur einige sitzend schlafen, es war nicht mehr Platz. Ständig fielen Schüsse im Hof. Das Schreien der Gequälten war grausam. Es waren auch Verwundete unter den Internierten, so eine Rot-Kreuz-Schwester; als sie einem Verwundeten helfen wollte und über eine Barrikade kletterte, hatte sie Bauchschüsse erhalten. Ein Dozent Müller von der TH kam nach einigen Tagen mit in unsere Zelle. Es war ihm geraten worden, sich freiwillig in Internierung zu begeben. Er war mit einer Französin verheiratet.

Ein Mann aus unserer Zelle hatte dem Essen bringenden Kalfakter gesagt, er wolle erst einmal auf dem Rechtswege einer Straftat schuldig erwiesen werden, ehe man ihn hier einsperrt, aber der Tscheche hatte nicht verstanden und sagte darauf in seiner Sprache: Wir werden Dir schon geben, den Hals umdrehen! Man holte ihn heraus. Als er wieder zurückgebracht wurde, sahen wir, daß man ihn so mißhandelt hatte, daß er kaum noch Lebenswillen besaß. Er sagte nichts mehr, wußte genau so wie wir alle, man würde ihn nicht mehr oft so mißhandeln, dann hätte seine Qual für immer ein Ende.

Vier Wochen nach unserer Einkerkierung wurden wir rasiert und einzeln drei russischen jungen Offizieren vorgeführt. Meine Ausweispapiere in ihren Händen fragten sie, welche Städte ich bombardiert hätte. Ich erklärte der Dolmetscherin, daß ich noch vor dem ersten Einsatz abgestürzt war und bemerkte, daß man meine schwere Beckenverletzung leicht erkennen kann. Sie überzeugten sich davon und trafen eine Entscheidung. Die Dolmetscherin flüsterte mir noch zu: "Danken Sie Gott, denn Ihnen hat Gott geholfen!"

Tags darauf verließ ein Zug von etwa 300 Internierten das Karlsgefängnis. Männer des Národní Výbor (des Nationalausschusses) begleiteten uns mit Maschinenpistolen. Eine große Menschenmenge stand an den Straßenseiten, durch welche sich der Zug bewegte. Am Rathausturm sahen wir, daß die alte Atronomische Uhr Treffer erhalten hatte. Dann kamen wir bei dem Palais vorbei, wo ich auf den Stab getroffen war. Die dicke Grundmauer hatte ein großes

Einschußloch, von einer Granate durchschossen. Beim Einbiegen zum Hyberner-Bahnhof schrie eine Frau zu den Maschinenpistolen-Trägern: Schießt doch auf sie! Aber unsere Begleiter ließen sich nicht beirren. Wir wurden in Viehwaggone verladen, die Türschlösser verband man noch mit Draht. Zu essen hatten wir an diesem Tag noch nichts erhalten. In Raudnitz würden wir etwas bekommen. Dort brachte man uns ins Schloß, aber zu essen gab es wieder nichts.

Abends kamen russische Offiziere und suchten sich aus den Prager Deutschen Studentinnen heraus. Die Mutter einer solchen Studentin wollte sich nachts aus dem Saalfenster stürzen und konnte kaum noch daran gehindert werden. Als es anderntags mit uns auf den Arbeitsmarkt ging, sah diese Frau ihre Tochter am Wegrand sitzen - völlig zerstört. Der Verwalter des Gutes Ährenthal in Doxan suchte 30 Internierte heraus, zu denen wurde auch ich genommen.

Einsatz zur Landwirtschaftsarbeit in Doxan

Unterkunftsräume wurden uns angewiesen - sie lagen über den Stallungen. Weißgetünchte Ziegelmauern, arg verschmutzt, den Fußboden bildeten rohe Ziegelsteine. Darin war nichts. In einem Scheunenraume lagen alte Strohsäcke von einem Ungarntreck, der hier Unterkunft gefunden hatte. Manches alte Uniformstück lag dabei - gut genug für uns als Arbeitskleidung. Verköstigen sollten wir uns selbst. Wasser gab's, Kartoffeln holten wir uns vom Viehfutter; weil wir kein Salz hatten, haben wir uns aus der Futterkrippe manchmal ein Stück Viehsalz geholt. Die Frauen wollten manchmal einen Kaffee zubereiten, dafür hatten wir vom Saatgetreide Körner in die Hosentasche gesteckt, ohne zu wissen, daß das Saatgetreide gebeizt war.

Ich bekam ein gutes Pferd und hatte auf den Feldern Maschinenarbeit zu verrichten. Als ich einmal mittags auf dem Feld arbeitete, zog plötzlich ein Gewitter auf. Eben hatte ich, als die ersten Tropfen niederprasselten, das Pferd vom Heuwender ausgespannt, schlug in unmittelbarer Nähe ein Blitz ein. Das Pferd machte vor Angst einen Satz, Front gegen mich. Es hatte Angst vor mir - meinte wohl, ich hätte den Blitz gemacht. Mit letzter Kraft konnte

ich noch das Pferd vor dem Ausreißen zurückhalten. Auf einmal gab es den Widerstand auf, ich konnte mich daraufsetzen und zurückreiten. Auf der Heerstraße, die am Gute vorbeiführte, sah ich lauter reitende Russen, so weit das Auge reichte. Ich mußte über diese Straße, war auf einmal von lauter Russen umringt, die schlugen ein schönes Tempo ein. Für mich nicht leicht mitzureiten ohne Sattel. Vor dem Gutstor stand der Verwalter. Ich riß mein Pferd herum, die Russenpferde scheuten zur Seite - mit ein paar Sätzen war ich durch das Hoftor verschwunden. Der Verwalter nahm das Pferd, ich versteckte mich. Fortan durfte ich nicht mehr mit dem Pferd auf das Feld - für mich zu gefährlich.

An einem Abend kamen russische Soldaten, die wollten zu den Frauen. Die jüngeren versteckten sich unter die Strohsäcke, die alten wollten sie nicht, die hatten sich häßlich gemacht.

Das Hungern hatte mich so ruiniert, daß sich am Unterschenkel ein Hungerödem bildete. Ein junger Schaffner drohte mir, mich mit einer Kette zu schlagen, wenn ich die Arbeiten nicht ausführe, die er mir auftrug. Er sah nicht ein, daß ich wegen meiner Verletzungen nicht schwer arbeiten konnte.

Die Besitzerin des "Deutschen Hauses" in Prag hatte an einem Morgen 41° Fieber. Der Schaffner aber sagte: Bei mir fängt das Fieber erst bei 42° an. Mit auf's Feld! Ihr Gesundheitszustand verschlimmerte sich arg. Der Arzt verschrieb Prontosil, ich mußte es holen. Als der Arzt wiederkam, stellte er mit Achselzucken fest: Die ist schon tot. Der Totengräber gab an, er hätte sich mit ihr nicht viel Arbeit gemacht, die Füße schauten noch aus dem Sand heraus.

Zum Pflanzensetzen waren auch die Töchter der gräflichen Familie dirigiert worden. Ich schilderte ihnen, daß ich bei meinen Verletzungen unmöglich Feldarbeiten verrichten könne. Sie versprachen mir, mich nach Raudnitz zum Roten Kreuz bringen zu lassen.

Unter uns Prager Deutschen war auch ein Kunstmaler. Er mußte Schafe hüten. Am Vortage des Pfingstfestes trat er mit einem Schäfchen vor den Verwalter und teilte ihm mit, daß es krank war, deshalb mußte er es abstechen. - Nur

fort damit! - Es landete in unserer Behausung und wurde ein vortrefflicher Pfingstbraten.

Weil ich an Pfingsten mal in die Kirche wollte, mußte ich erfahren, daß die nicht für Deutsche wäre. Aber schließlich konnte ich über den Turmaufgang auf die Seitenempore gelangen, dort mußte ich mich versteckt halten. Am Altare hing die weiß-rot-blaue Fahne und am Schluß des feierlichen Gottesdienstes wurde die tschechische Nationalhymne gesungen.

Mit der Zeit faßten einige Tschechen des Dorfes zu uns einigens Vertrauen. Sie verrieten uns eines Tages, daß auf ihrem Friedhof ein Begräbnis für einen verstorbenen Juden aus dem Lager Theresienstadt stattfände. Es würde aber wieder nur ein leerer Kasten beerdigt - Nun, eine Trauerfeier für einen der vielen, die im Konzentrationslager ums Leben kamen. Besser wäre es, wenn wir uns einige Tage nicht sehen ließen, denn das Volk würde damit wieder gegen uns aufgehetzt.

Auf der Heerstraße wurden Riesen-Rinderherden von Mittel- und Norddeutschland vorbeigetrieben. Sie weideten auch zum Teil auf den Gutswiesen und -feldern. Weil ich so großen Hunger hatte, bin ich zu einem russischen Soldaten gegangen, der das Vieh zu treiben hatte. Ich bedeutete ihm, daß ich gern Milch hätte, ich wäre sehr hungrig. Da hat er mir in sein Eßgeschirr Milch gemolken, ich konnte trinken, so viel ich wollte. Ich war riesig froh darüber und der Soldat ebenso, denn es gefiel ihm so gut, daß mir seine Milch so schmeckte.

An einem Morgen, als es zur Arbeit ging, wurde ich weggeholt. Ein Pferdegespann hatte nach Raudnitz zu fahren, ich könne auf dem Streifenwagen mit nach Raudnitz gelangen.

Beim Internationalen Roten Kreuz in Raudnitz traf ich den Dozenten Müller wieder, der hielt dem Arzt seinen zerschlagenen Arm hin. Als er mich sah, konnte er mir gerade noch zurufen: Nur raus aus dieser Hölle!

Ich sollte im Krankenhaus untersucht werden und ich muß bemerken, daß sich dort ein Chirurg sehr intensiv mit meinen Verletzungen befaßte und mir genau erklärte, warum ich mein Becken, das in ungenügender Verbindung zusammengeheilt

war, nicht belasten dürfe. Er bemerkte auch noch: Wir sind nicht wie die deutschen Ärzte. Sie werden mit auf einen Transport kommen. -

Eine junge Rot-Kreuz-Schwester mußte mich auf diesem Gang zum Krankenhaus begleiten, ich gab ihr noch einen Brief an meine Eltern mit. Leid tat es mir, daß sie wegen dieses Dienstes eine Klavierstunde versäumen mußte.

Am nächsten Tag sollten einige Mann zum Bahnhof gehen. Aber da war auch wieder eine Arbeit zu verrichten. Tierhäute mußten verladen werden. Dabei hat ein Jude dauernd auf uns eingeredet und uns so mitgeteilt, wie im Dritten Reich Juden vergast worden sind. Die Tierhäute waren mit Arsen behandelt, sie sollten in seine Gerberei verfrachtet werden. In der Erinnerung daran wird mir erst heute bewußt, welche Gefahr das für mich bedeutete, denn ich hatte doch eine offene, eiternde Wunde am Unterschenkel.

Am nächsten Morgen wurde eine Gruppe von 25 Leuten zum Bahnhof geleitet und auf einen offenen Lastwaggon verladen. Je ein Maschinengewehrposten saß am vorderen und hinteren Ende des Waggons zur Bewachung. Die Nacht über waren wir auf dem Güterbahnhof in Aussig abgestellt. Plünderer wollten uns noch filzen, waren enttäuscht bei der Feststellung, daß wir gar nichts hatten. Mit Tagesanbruch ging die Fahrt weiter bis nach Pirna. Die Wachtposten verließen uns, um angeblich über die weitere Transportroute zu verhandeln. So eine Gelegenheit bot sich wohl nie wieder, unsere Freiheit zu suchen. Jeder machte sich schnell in einer andern Richtung davon, verwundete Offiziere waren darunter, Kranke, eine Mutter mit einem Neugeborenen.

In Pirna ließ ich mir bei einer Magistratsstelle ein Begleitschreiben ausstellen. Ich sollte meinen Heimatort angeben. Weil ich keinen mehr hatte, sollte ich irgendeine Stadt in Deutschland nennen. So gab ich Augsburg an, dort war ich im Lazarett nach meinem Flugzeugabsturz behandelt worden. In deutscher, englischer und russischer Sprache erhielt ich die Durchlaßscheine.

Nach Dresden gelangt sollte ich in der Straßenbahn einen Fahrschein lösen. Als ich kein Geld hatte, reichte mir "armem Luder" der Schaffner 5 RM mit der Bemerkung: Wir haben in den vergangenen Jahren genug verdient.

Ich erhielt den Rat, in der Vorstadt eine Bleibe für die Nacht zu suchen, denn ab 9 Uhr abends dürfte sich niemand mehr auf der Straße sehen lassen. Über Chemnitz gelangte ich an die Mulde, diese würde ich in den nächsten Tagen vielleicht noch überqueren können, denn die Russen besetzten gerade das Vogtland hinzu. Der russische Posten auf einer Muldebrücke jagte mich zurück, denn ich hatte ihm nicht wie üblich eine Uhr oder eine Flasche Schnaps dafür geben können. Also wanderte ich Mulde aufwärts. An einem frühen Morgen begegnete ich einem Bergmann. Er erkundigte sich vorsichtig, ob ich nach drüben wolle. Dann müßte ich, wenn ich Mut hätte, ins Bergwerk einfahren, unter der Mulde durchgehen und auf der andern Seite wieder auffahren. Er rief mir noch "Glück auf!" zu und verschwand mit einem Förderkorb. Bei der nächsten Einfahrt gesellte ich mich unter die anderen, stieg mit ihnen aus und bewegte mich ohne Grubenlampe in einem Stollen vorwärts. Wenn Hunte angerollt kamen, mußte ich mich neben den Schienen hinwerfen. Aber schließlich gelangte ich wieder zu einem Förderkorb, fuhr auf und wurde beim Verlassen des Bergwerkes nicht vom russischen Posten angehalten. Weiter ging die Reise bis Hirschberg an der Saale. Dort mußte ich nach einer Erkundigung über einen Saale-Steg nach Bayern gelangen können. Um die Mittagszeit überquerte ich über einen Steg den Grenzfluß. Auf bayerischer Seite standen oben am Saaleufer zwei größere Mädchen, die fragten, ob mich der russische Posten durchgelassen hätte. Aber ich hatte gar keinen gesehen. - Haben Sie ein Glück gehabt, sagten die beiden, heute sind schon mehrere beim Übergang von Russen erschossen worden. Ohne Aufenthalt wollte ich weiter, begegnete kurz hierauf einem Wachtposten mit Gewehr und erschrak nicht wenig, als da ganz nahe vor mir ein junger Russe an der Kokarde seiner Mütze zu erkennen war. Der hatte sich also auf bayerisches Gebiet vorgewagt. Auf das Vorzeigen meines Durchlaßscheines ließ er mich freundlich nickend weiterziehen.

Augsburg ist erreicht

Zum zweitenmal kam ich ins Diakonissenmutterhaus, diesmal als heimatloser Bettler. Was ich mitzubringen hatte, war die Hiobsbotschaft vom Hinmorden der Deutschen in Prag. Ich erhielt hier, worauf ich großen Wert legte, die Bestätigung zu den Angaben meiner Person, der Chefarzt Dr. Sixt stellte mir nocheinmal den Entlassungsbefund aus dem Lazarett aus.

Als beim Luftangriff auf Augsburg dieses Lazarett bei der zweiten Angriffswelle brannte, halfen wir, Wertvolles in den Park zu bringen. In einem Zimmer lag noch einer ans Bett gefesselt, hob flehend die Hände. Ringsum Feuer. Es war der Russe mit der Bauchoperation. Über Glasscherben und Trümmerstücke hinweg zog ich das Rollbett bis zum Laufgrabeneingang. Ein Arzt hielt mir vor, daß ich jetzt noch den Russen brächte, wo kaum mehr Platz für unsere Leute war.

Man kann in solchen Lagen einfach nicht anders handeln. Die größte Unmenschlichkeit wäre es, so einen Hilflosen in dieser Not verbrennen zu lassen. Mein Vater hat mir als Jungen eindrucksvoll und unvergeßlich mit einem Gedicht erklärt, wie ein Vater von drei Söhnen dem als Preis seinen Ring geben wollte, der die edelste Tat aufzuweisen hätte. Die Entscheidung war: Der Ring sei dein, denn du hast dem Feinde Gutes getan. Mir kam es vor, als wäre mir diese Tat in Augsburg von unsern Feinden, den Russen, reichlich vergolten worden. Manchmal hing mein Leben nur noch an einem Faden, sie haben mir in größter Lebensgefahr mehr als einmal das Leben bewahrt.

Ich suchte eine Hochschule, an welcher ich mein Studium wieder aufnehmen konnte. In Dillingen wurde ich abgewiesen mit dem Hinweis, die wenigen Stellen, die zu besetzen sein werden, sind für unsere eigenen Söhne bestimmt, hinzukommt, daß die Stammesverschiedenheit zu groß ist. (So Msgr. Strobl.)

In Dingolfing erlebte ich schöne Tage bei den Eltern meines Studienfreundes aus Prag. Er wußte, daß Prof. Stegemann über das Internationale Rote Kreuz in Prag einen Eisenbahntransport zur Verlegung des Luftwaffenlazarettes organisiert hatte und als Leiter dieses Transportes selbst

mit ins Rheinland gelangte. Ich hatte in seiner Gegenwart im Seminar für Klassische Philologie noch erzählt, daß meine ehemaligen Kameraden über Prag absprangen und der Beobachter verletzt im Luftwaffenlazarett lag.

Den Professoren war Ende April noch amtlich mitgeteilt worden, sie sollten mit ihren Familienangehörigen Prag verlassen. Aber der Seminarleiter Prof. Theodor Hopfner sagte: Ich bin doch ein Leben lang mit den Prager Tschechen gut ausgekommen, ich gehe doch nicht fort von Prag. Er ist umgebracht worden, ebenso der Prof. für Alte Geschichte, Dr. Hüttel. Prof. Stegemann nahm an der Regensburger Hochschule einen Lehrauftrag an, starb jedoch dort alsbald an einer Fleischvergiftung.

In Passau konnte ich im Wintersemester 1945/46 das Studium der Philosophie und Pädagogik fortsetzen. Der Pfarrer Prinz aus dem Böhmerwald war im Winter über die Grenze gegangen, er hat über das Pfarramt unseres Heimatortes Postverbindung mit meinen Angehörigen herstellen können. Am Weihnachtsfest 1945 bekam ich die Nachricht, daß alle meine Angehörigen noch lebten. Meine Eltern waren noch auf unserer Gastwirtschaft, meine Schwestern waren über den Grenzfluß nach Schlesien in die Grafschaft Glatz getrieben worden. Der Brief aus Raudnitz ist zu Hause angekommen. Doch weil keine weitere Nachricht mehr von mir durchkam, hat Pfarrer Bartosch zu Winterbeginn meinem Vater erklärt: Ihr Sohn wird bestimmt nicht mehr leben, sonst hätten wir schon von ihm gehört. Wir wollen für ihn einen Trauergottesdienst abhalten. Aber so schnell konnte mein Vater die Hoffnung doch nicht aufgeben, er wollte damit lieber noch warten.

In den Sommerferien war ich in Niederbayern auf einem Einödhof in der Nähe von Hebertsfelden zu Besuch, dort hatte ein junger Mann aus unserm Heimatort, ebenfalls ein Flieger, eine neue Heimat gefunden. Wir waren an einem sonnigen Tag mit den beiden Bauerntöchtern unter einem Kirschbaum, der großartige Früchte trug, als plötzlich eine Frau vor uns auftauchte. Es war die Frau meines Freundes in Prag, von dem ich mich in größter Gefahr verabschiedet hatte. Von meiner Schwester wußte sie, daß

ich ihren Mann noch bei Beginn des Umsturzes in Prag gesehen hatte. Da habe ich alles genau erzählt, auch von dem schweren Einschuß in der Palaismauer. Ob ich denn meinte, daß ihr Mann noch am Leben sei? - Meiner Meinung nach hatte aus dem Palais dort niemand lebend davonkommen können. Aber so lange keine sichere Nachricht vom Tode vorlag, konnte ich ihr unmöglich die Hoffnung rauben, daß sie ihn noch wiedersehen würde. - So war meine Antwort: Ja, der wird noch leben, er wird wiederkommen. Sie hat in ganz Deutschland gesucht, nach mehr als zwei Jahren hat sie ihn auch wirklich gefunden. Wir haben uns dann wiedergesehen und ich erfuhr, was sich mit dieser Kampftruppe in Prag ereignet hatte. Einige Tage dauerte die Belagerung. Als es dann zu dem schweren Beschuß kam, ist mit Maschinengewehren in die das Palais umzingelnde Menschenmasse gefeuert worden, es gab hohe Verluste, im Palais waren Tote. Tschechische Parlamentarier kamen mit weißer Fahne und boten Abzug ohne Waffen an. Die Gegenforderung: Abzug mit Waffen! Das wurde dann gewährt. So verließ eine Autokolonne mit bewaffneten Soldaten die Stadt. Die Marschroute war vorgezeichnet. Überall umsäumten Menschenmassen die Straßen bis über Vyšehrad hinaus. Die Truppe trennte sich auf der Fahrt nach Pilsen, ein Teil fuhr mit Kraftfahrzeugen weiter, die andern marschierten. In Pilsen ergab sich die Gruppe mit Autos, zu welcher mein Freund gehörte, den Amerikanern. Diese lieferten jedoch den Tschechen aus. Da ist mein Freund auf einen abfahrenden LKW der Amerikaner gesprungen und entkommen. Im Böhmerwald konnte er wiederum unbemerkt in einer Kurve vom Wagen abspringen. Die andern mußten als Sklaven in die Pilsener Bergwerke. Bei einem Studententreffen Sudetendeutscher in Königstein im Taunus begegnete ich Prälat Kindermann. Als er vernahm, daß ich im Karlák interniert war, konnte er mir berichten, daß er auf Intervention der Gräfin Kinsky für Seelsorgsdienste die internierten Deutschen in diesem Gefängnis besuchen durfte. Er wußte auch, daß von den vielen Tausenden, die darin interniert waren - es müssen an die 15.000 gewesen sein - insgesamt nur 800 herausge-

kommen sind. Von den andern fehlt jede Spur.

Nach der Aussiedlung meiner Familienangehörigen ist mir auch mitgeteilt worden, daß der Besitzer der Müllerbaude, der Gastwirt Eduard Müller, von Tschechen verschleppt worden ist und als er nicht arbeiten konnte, wurde er mit Ketten geschlagen, bis er starb. Jeder daheim wußte, daß er wegen Krankheit nicht zum Kriegsdienst eingezogen werden konnte.

Nach all dem, was ich in der Internierung in Prag und in Doxan erleben mußte, stand mein Sinn nicht mehr danach, mich ins Adlergebirge durchzuschlagen. Ich hätte sonst unter den Männern sein können, die man von zuhause fort holte, einsperrte, mißhandelte und als man sie wieder zurückbringen sollte, hat man diesen braven Männern angesichts unseres Heimatortes die Augen ausgestochen und sie bestialisch abgeschlachtet.

Dr.Scholler, Oberstudiendirektor aus Freudenthal in Mähren, war noch bis 1949 in einem Lager in Böhmen geblieben, um den Kindern dieser Lagerdeutschen den ersten Grundschulunterricht zu erteilen. Er hat mir persönlich ein Losungswort des Kardinals BERAN aus Prag an seine Volksgenossen übermittelt: "Die Deutschen könnt ihr umbringen, sie haben keine Seele!"

Was wird noch alles geschehen müssen, wenn es einen Gerechten Gott gibt?

E r k l ä r u n g

In meinem 13 Seiten umfassenden Bericht habe ich nur das niedergeschrieben, was der vollen Wahrheit entspricht, was ich selbst erlebt habe und noch bis heute nach 40 Jahren deutlich in meiner Erinnerung blieb.

Hamburg, den 22.3.85

[REDACTED]

Anmerkung: Beran wird 1946 Erzbischof von Prag, die neue Regierung verhaftet ihn 1949, verbannt ihn 1951 aus Prag und interniert ihn bis 1963. Rom erwirkt seine Freilassung und Ausreise. 1965 kommt er nach Rom, wo er verbleibt und noch zum Kardinal ernannt wird.

(aus: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd 10, S.384 f. und Brockhaus Enzyklopädie 1967.)